

The background of the cover is a dark, textured red, resembling a dragon's scale or a piece of heavy, draped fabric. In the lower half, a large, dark, metallic, and highly detailed dragon's head is visible, facing right. The dragon's head is rendered in a dark, almost black color with some blue and grey highlights, giving it a metallic or stone-like appearance. It has large, hollow eyes and a wide, open mouth showing sharp teeth. The overall mood is dark and menacing.

DIABLO[®]

IMMORTAL[™]

Instinkte

EINE KURZGESCHICHTE VON
RYAN QUINN

Story

RYAN QUINN

Illustration

SANGSŦŦ JEŦNG

Lektorat

CHLŦE FRABŦNI

Lore-Beratung

MADI BUCKINGHAMŦ, IAN LANDA-BEAVERS

Kreative Beratung

MAC SMITH,
SEBASTIAN STĒPIEN

Produktion

BRIANNE MESSINA,
CARLŦS RENTA

Design

CŦREY PETERSCHMIDT

Besonderer Dank

ŦTIS BLUM, JUSTIN DYE, SCŦTT SHICŦFF,
MATTHEW BERGER UND DAS TEAM VŦN
DIABLŦ IMMŦRTAL - FRŦHER UND HEU-
TE - DAFŦR, DASS SIE SANKTUARIŦ MIT
FRISCHEM BLUT VERSŦRGEN

BILZARD
ENTERTAINMENT

© 2023 Blizzard Entertainment, Inc. Alle Rechte vorbehalten.

Instinkte

Die Abenddämmerung war der Zeitpunkt, an dem sich jeder in Königshafen zurückzog. Alodie war daran gewöhnt, dass die Atmosphäre der Stadt plötzlich kälter wird, doch es machte ihr trotz der Vertrautheit zu schaffen.

Sie ging zielstrebig die Straße entlang, die eher einem überirdischen Tunnel glich, dessen schmaler Pfad sich endlos in die Finsternis hineinwand. Zu beiden Seiten standen durchnässte alte Holzhäuser, die so lange immer wieder aufgeteilt worden waren, bis sie nicht mehr kleiner werden konnten. Zurück blieben nichts als Schuppen, Hütten für die Elenden und Armen.

Die Behausungen in der Wimmerallee verbargen es gut vor allem anderen. Immerhin konnte Alodie hier das Meer riechen, auch wenn sie es nicht zu sehen vermochte. Rufe und Flüche wehten von den Docks herüber. Die meisten Winkel waren Sackgassen. Unglückselige Fische hauchten irgendwo außer Sichtweite ihr

Leben aus. Es stank.

Eines musste man den Elendsvierteln von Königshafen zugute halten: Niemand scherte sich groß darum, was man so trieb. Sie folgte ihrem Cousin in gebührendem Abstand über schimmelfleckige Pflastersteine.

„Beeil dich“, murrte Boyce und beschleunigte seine Schritte, ohne sich zu ihr umzusehen; *immer noch* sagte er ihr nicht, wohin sie gingen.

Boyce war älter und hager, tiefer im Blut und mit einer so markanten Nase gesegnet, dass sie aus den meisten Blickwinkeln als sein Gesicht dienen konnte. Sein Mantel war groß genug, um ein Breitschwert zu verbergen. Alodie trug ihr helles und feines Haar streng zurückgebunden. Sie hatte ihre hässlichen Handschuhe angezogen. Beide waren dafür gekleidet, Schulden einzutreiben.

Von all den Dingen, die sie für die Familie in Königshafen tat, mochte sie das Eintreiben von Schulden am wenigsten.

Organisation war anstrengend. Die Kutscher auf eine Lieferung vorzubereiten, dafür zu sorgen, dass sie wussten, welche Kisten sie öffnen und welche sie lieber verschlossen ließen, und mit wie viel Geld sie die Wache bestechen sollten, falls man sie erwischte ... Alodie hatte ein Auge für Details, aber zu viele davon ließen sie am Ende des Tages erschöpft zurück. Dennoch war ihre Entlohnung angemessen. Und auch wenn Ladungsverzeichnisse geistlos waren, konnte Alodie sich aus der Arbeit ausklinken, wenn sie früher fertig war. Sie durchbrach die Tristesse, indem sie ihre Nächte unvergesslich machte. Zu Jahresbeginn hatte sie gemeinsam mit Linn sturzbetrunken mit Kuhblut das Wort „ALMOSEN“ auf das lederne Verdeck einer der Familienkutschen geschrieben.

Am nächsten Morgen sah die Kutsche makellos aus. Niemand wurde bestraft; man erwähnte es nicht einmal. Alodie amüsierte sich stundenlang angesichts der Vorstellung, wie sich das Gesicht von Boyce' alter Mutter, der Matriarchin, wie das Gewinde einer Schraube verzerrte und sie die Waschfrau zwischen einer Abfolge von Flüchen dazu aufforderte, sich der Sache anzunehmen.

Ihre Komplizin Linn war schon viel zu lange Alodies einzige Freundin. Alodie konnte nicht mehr genau sagen, was sie zusammengebracht hatte; sie wusste aber, was sie zusammenhielt: Linn hatte den Geist einer Poetin. Sie schuftete rund und die Uhr in ihrem Laden, sorgte aber dafür, dass sie beide auf ihren Ausflügen stets in feinste Seide gekleidet waren. Alodie beneidete sie. Wenigstens war Linn nicht

Teil der Familie. Sie musste niemandes Schulden eintreiben.

Das musste man nur bei der schlimmsten Sorte von Leuten. Schmarotzern. Zuerst verschuldeten sie sich, *dann* liehen sie sich Geld und *dann* versuchten sie, nicht zu zahlen.

Und Alodie musste bei Schmarotzern stets die Vermittlerin spielen. Ihre Cousins schlugen häufig über die Stränge, und sie musste die Daten und die Summen festlegen und gleichzeitig die Ängste des Schmarotzers lindern, während die Jungs umherstampften und alles verwüsteten. Sie musste den Schmarotzern helfen, sich selbst zu helfen, bevor sie zu Schaden kamen. Selbst wenn die meisten von ihnen etwas Schaden verdient hatten.

Die ganze Angelegenheit – die Notwendigkeit dazu – war beschämend. Wieso konnten Menschen nicht einfach besser sein?

Boyce führte sie weiter nach Nogarden. Alle paar Sekunden wechselten sie die Richtung, um dem Pfad durch ein Labyrinth aus Holz und Stein zu folgen. Falls sie jemand beobachtete, konnte Alodie ihn durch den Schmutz, der die Fenster überzog, nicht sehen. Es ergab Sinn, dass die Menschen sie verdeckt ließen. Sie wusste, dass auf der anderen Seite abscheuliche Dinge geschahen.

Alodie war orientierungslos und ein wenig angeekelt. Sie versuchte ihr Glück bei Boyce. „Wer ist der Schmarotzer?“

Wie üblich schaute Boyce sich weder um, noch nahm er ihre Frage zur Kenntnis. Er verschwand hinter einer Ecke.

Als sie sie umrundete, sah sie, wie ihr Cousin an irgend etwas unter seinem Mantel herumhantierte. Endlich, den Göttern sei Dank, blieb Boyce vor der Tür eines gedrungenen braunen Reihenhauses stehen, das sie –

Alodie vergaß die tausend Ärgernisse, die den ganzen Abend ihre Aufmerksamkeit strapaziert hatten. Ihr Herz und ihre Eingeweide sanken durch die Pflastersteine. Panik krümmte ihre Finger.

Das Schild zu Linns Laden schaukelte in der abendlichen Brise quietschend hin und her.

Boyce grinste ihr zu. Seine Zähne waren fleckig.

„Reiß dich zusammen, kleine Elfe“, sagte er. „Gib dich deinen Instinkten hin. Das hier wird nicht lange dauern.“

Dann drehte er sich um und trat die Tür auf.

DAMIT VERSUCHTEN SIE SIE KLEINZUHALTEN,
OBWOHL SIE GENAU WUSSTEN, DASS SIE
DAS GANZE UNTERNEHMEN LEITEN KÖNNTE.
DESHALB BEHAUPTETEN SIE, ES MANGELE IHR
AN DEN INSTINKTEN EINES JÄGERS. EINES
MÖRDERS.



„Wie *konntest* du nur so dumm sein?“ Alodie schrie ihre einzige Freundin an.

Sie war froh, sich nicht selbst sehen zu können. Sie wusste, wie sie aussehen musste. Spucke versprühend, mit Adern, die an Hals und Stirn hervortraten, das Gesicht purpurrot. Geradezu grotesk.

Sie hatten Linn an einen Stuhl im Laden gefesselt, ihre Hände dahinter zusammengebunden und ihn dann umgekippt, so dass sie gegen den Boden gepresst wurde. Nur, um sie weiter einzuschüchtern. Der Raum war bereits ein heilloses Durcheinander. Haufen von Wolle und Kaninchenfell verteilten sich um einen Webstuhl an der hinteren Wand. Leder hing in ungleichmäßigen Strängen herunter; Gefäße voller verklumpter Farben zierten den einzigen Tisch; Stroh war überall auf dem Boden verstreut. Die Decke war niedrig und hing so weit durch, dass die Mieter im Obergeschoss ihnen fast schon auf die Köpfe treten konnten.

Gegenüber des Gerümpels lag in einer offenen Schublade meterweise sauber gefaltete feinste Seide.

Alodie deutete auf die Seide. Eine der Lieferungen der Familie. Sie schwenkte ihren Finger durch den Raum. „All das haben wir dir gegeben. Alles, was du tun musstest, war pünktlich zu zahlen.“

Linn konnte die Tränen nicht zurückhalten. Ihr zierliches Gesicht war apfelförmig, und wenn sie weinte, wirkte es noch kleiner. Ein kunstvolles Halstuch in Blau und Gold wand sich um ihren Hals; ihr kurzes rotbraunes Haar hatte sie mit Rosenpuder und Wachs behandelt, das sie dem Gerber gestohlen hatte. Das wusste Alodie ganz genau; sie hatte Wache gestanden.

Linn schaute sie flehentlich an. *Gut*. Das bedeutete, dass sie zugänglich war. Alodie legte eine Hand auf den Stuhl, so als würde sie sie aufrichten wollen. „Wenn du uns nur in einem Monat zweihundert zahlen kannst –“

Boyce unterbrach sie. „Mach keine Versprechen, die du nicht halten kannst.“ Er war ein Rüpel und klang auch so.

Linns Gesicht nahm augenblicklich einen trotzigem Ausdruck an. So trotzig, wie man eben sein konnte, wenn man mit vollem Gewicht zu Boden gedrückt wurde.

„Du kannst mich, du Schnipfzinken“, zischte sie. „Ich hoffe, dass die Katzen deiner Mutter ihre Augen fressen und dann selbst von Dämonen gefressen werden.“

Linn war kein Rüpel, aber sie hatte ein zügelloses Mundwerk. Und sie hatte recht: Boyce' Mutter war furchtbar.

Boyce sagte nichts, öffnete nur seinen Mantel und holte einen Doppelkopfhämmer hervor. Eins nach dem anderen zertrümmerte er damit die Farbgefäße und verteilte Glassplitter und kobaltfarbene Masse im ganzen Laden. Linn schrie. Alodie bedeckte ihre Augen, während das Glas umherflog, suchte sich dann nach Schnitten ab, konnte aber keine spüren.

Dann stopfte Boyce Linn einen Lappen in den Mund, drehte den Stuhl um und ging mit dem Hammer zum Tisch.

„Hör auf“, rief Alodie laut, bevor er noch mehr anrichten konnte.

„Und was kriege ich, wenn ich aufhöre?“, fragte Boyce und winkte mit dem Hammer. Er schaute zwischen den beiden hin und her, als sei er ihr Problem, das sie nun lösen mussten.

Alodie warf einen Blick auf Linns Gesicht: der Mund geöffnet, die Augen aufgerissen, die Augenbrauen hochgezogen. Völlig verängstigt.

„Sie wird nicht bloß zurückzahlen. Sie gibt dir zusätzlich hundert Gold unter der Hand, wenn es erledigt ist. Für deine Unannehmlichkeiten. In einem Monat. Richtig, Linn?“

Linn nickte. Beim Eintreiben von Schulden war das schon mal ein Schritt in die richtige Richtung. Nur eine Machtdemonstration, und –

Boyce trat einen langen, bedächtigen Schritt auf Alodie zu. Den Hammer hielt er fest umklammert.

„Ich glaube nicht, dass sie daraus etwas lernt. Ich denke ...“ – Er zog die Worte in die Länge – „... diese Nachsicht ist *unverdient*.“

Alodies Herz klopfte laut. Hoffentlich konnte man es ihr nicht ansehen. Jetzt musste sie sich für sie beide freikaufen.

„Also gut“, erklärte sie. „Linn zahlt in zwei Wochen. Ich hole das Geld ab. Und ich kümmere mich einen Monat lang um deine Verzeichnisse.“ Ein Zugeständnis. Manchmal konnten Zugeständnisse gut sein. Sie zeigten, dass man die andere Partei respektierte.

„Dir fehlen wirklich die Instinkte“, erwiderte Boyce und krümmte die Finger um den Hammer. Er klang fast traurig.

Seine Mutter sprach mit Begeisterung von den Instinkten, also tat Boyce es auch. Damit versuchten sie sie kleinzuhalten, obwohl sie genau wussten, dass sie das ganze Unternehmen leiten könnte. Deshalb behaupteten sie, es mangle ihr an den Instinkten eines Jägers. Eines Mörders.

Aber Alodie besaß sie. Sie hatte es bewiesen.

Bis zu einem gewissen Grad.

„Ich finde, wenn sie uns unserer Lebensgrundlage beraubt, sollten wir ihr die ihre nehmen. Das ergibt Sinn.“ Boyce wandte sich um, hob seinen Hammer und sah auf Linn herab, die unter dem Stuhl klemmte.

Linn schreckte zurück und stöhnte etwas unter dem Knebel.

„Bitte“, sagte Alodie.

Boyce hielt den Stuhl fest, um ihn zu stabilisieren.

Alodie wusste, was er dachte. Die Instinkte übernahmen die Kontrolle.

„Du bist ein Schwachkopf. Wenn du ihr die Knöchel brichst, wie soll sie denn dann das Geld ranschaffen? Sie wird ...“

Er ließ den Hammer mit Gewalt herabsausen.

Linn wand sich unter dem Stuhl. Alles, was sie zu sagen versuchte, kam als wortloses, unverständliches Gestammel hervor. Nicht nur wegen des Knebels. Weil sie nicht anders konnte. Weil es zu sehr weh tat.

Sie zitterte und sabberte, als Boyce den Stuhl hochzog und ihre Handgelenke losband. Linns rechte Knöchel waren zermalmt worden und Blut quoll überall hervor – unter den Nägeln und aus den kleinen Rissen, die ihre Haut durchzogen. Sie wiegte sich vor und zurück, einen Arm mit dem anderen umklammert.

Alodie wollte nicht hinsehen. Sie zwang sich dazu, Boyce anzustarren – der, abgesehen von ein paar Schweißperlen, nicht so wirkte, als hätte er überhaupt viel

gemacht.

„Jetzt kriegen wir gar nichts“, zischte Alodie ihn hasserfüllt an. „Weniger als nichts, du Idiot.“

Boyce zuckte mit den Schultern. „Sie wird bezahlen. Gibt 'nen schnelleren Weg, es zurückzuzahlen, als ein paar Wochen Arbeit.“ Mit einer Hand zog er Linn zur Tür. Sie wimmerte immer noch hinter dem Knebel.

Seine Lässigkeit ließ Alodie frösteln. „Wo bringst du sie hin?“

Was hatte er vor? Wollte er sie an ein Preishaus verschachern? Sie als Arbeitskraft verkaufen? Mit einer derart zugerichteten Hand?

Boyce ignorierte Alodie erneut. „Sie ist nicht mehr dein Problem.“

Dann kickte er ihr einen Rucksack vor die Füße. Stroh wirbelte durch die Luft. „Schnapp dir die Seide, nimm alles andere Wertvolle mit und geh nach Hause. Wir reden morgen.“

Alodies Gesicht brannte. Sie sollte ihn aufhalten. Ihn schlagen. Irgendetwas unternehmen.

Aber er war tiefer im Blut.

Linn starrte Alodie unverwandt an, als Boyce sie aus dem Laden schleifte.



Alodie durchquerte das Elendsviertel, als würde sie eine Naht ziehen. Langsam. Schwerfällig. Fühlte mehr, als sie wollte.

Sie hatte sich nie die Mühe gemacht, einem Schmarotzer zu helfen, wenn er uneinsichtig war. Aber Linn war keine Schmarotzerin. Oder zumindest keine *gewöhnliche* Schmarotzerin.

Man pries die Talente eines Schmarotzers nicht vor seiner Familie an. Man lud ihn nicht an seinen Tisch ein, um mit ihm Geschäfte zu machen.

Wenn ein Schmarotzer sich gut schlug, stürmte man nicht zu zweit den oberen Distrikt und war dabei besser gekleidet als die Oberschicht. Schürzenjäger und Minnesänger umschwärmten einen nicht. Die Nächte zogen sich nicht so herrlich lang dahin, dass die Sonne sich nicht getraute, ihr Antlitz zu zeigen.

Man versprach einem Schmarotzer nicht, auf ihn aufzupassen. Und er gab einem nicht das gleiche Versprechen.

Vielleicht hatte Linn gedacht, sie würde von der Familie eine Sonderbehandlung erhalten, da sie sich nahe standen. Vielleicht hatte Alodie sie auf diesen Gedanken gebracht.

So ließ sie sich diesmal weiter hinter Boyce zurückfallen und lehnte sich außerhalb seines Blickfelds an die Speisehäuser, die es überall in der Wimmerallee gab, bis das Elendsviertel sich wieder lichtete. Alodie folgte verschlungenen Pfaden; eine Herumtreiberin, keine Jägerin. Als sich Boyce mit ein paar weiteren nächtlichen Gestalten traf und mit ihnen ein dunkles Bündel auf einen Karren bugsierte, erhöhte Alodie kaum merklich ihr Tempo. Eine Herumtreiberin mit einem Ziel.

Der Karren ihres Cousins rollte über die schmutzigen Pflastersteine, in nordwestliche Richtung. Vier Gestalten und ein Karren: der Auftakt zu einer Lieferung. Sie würden sich an diesem Abend um mehr als nur um Linn kümmern.

Aber sie entfernten sich von den Docks. Immerhin verschifften sie sie nicht in die Faulmarsch.

Alodie folgte Boyce' Truppe eine Stunde lang ohne Zwischenhalte, durch die ewig gähnenden Nordtore mit ihren grellen blaugrünen Bannern und hinaus auf die Straße. Sie stahl sich durch die Finsternis, ihrer Deckung beraubt, die ihr die Elendsviertel geboten hatten, und schreckte bei jedem Eulenschrei auf. Die kleinen Punkte ihrer Fackeln führten sie vom Pfad herunter und hin zu den Wäldern, wo der Geruch der See der reichhaltigen, modrigen Erde wich.

Dann wartete sie. Gab ihnen ein paar Minuten, ihren Vorsprung zu wahren, bevor sie sich erneut in Bewegung setzte. Alodie hatte eine recht gute Vorstellung davon, wohin sie gingen.

Die Familie unterhielt meilenweit außerhalb der Stadt einen Rastplatz im lichtesten Teil des Solterwaldes; dort konnten sie Reiter und Fracht austauschen, bevor sie zu einer neuen Reise aufbrachen. Alodie war schon mehr als einmal dort gewesen.

Der Platz war gut versteckt, direkt an der Stelle, an der das Blätterdach sich verdichtete. Boyce wischte sich hinter einer großen, vierrädrigen Kutsche die Hände ab; zwei andere Kutschen standen einige Meter entfernt. Alle drei verfügten

MÖGLICHERWEISE IGNORIERTE EIN GRÖßER TEIL IHRER INSTINKTE SCHLICHTWEG DIE KONSEQUENZEN.

über ein schlichtes Lederverdeck, das nach hinten offen war und dennoch kein Licht hereinließ, das ihre Fracht beleuchten konnte.

Alodie konnte die Pferde schnauben und trampeln hören sowie gedämpfte Gespräche zwischen den Kutschern aufschnappen. Sie kauerte sich dicht an den Waldboden und grub die Hände in Würmer, Moos und Unrat. Büsche und Dornenzweige kratzten über ihre Haut.

Boyce und seine Truppe, Kürbiskopf Lachlan und zwei andere Schläger, wandten sich um und schlurften in der Dunkelheit auf sie zu. Sie trugen schwere Knüppel und Fackeln, die ebenfalls als Knüppel dienen konnten. Die Familie hatte einige ihrer Mitglieder aus den Messerbanden rekrutiert, erinnerte sie sich.

Sie schauten grimmig drein und waren mucksmäuschenstill. Sonst rissen sie bei Übergaben dumme Sprüche. Oder unterhielten sie zumindest darüber, wie sie das Geld ausgeben würden. Und sie liefen schneller als auf dem Weg hierher, wobei sie ihre Köpfe wie Erdmännchen hin und her drehten. Als ob sie den Ort hinter sich lassen wollten.

Alodie biss sich kräftig auf die Zunge. Sie spürte das Aufwallen neuen Schmerzes, während sie mit ihren Fackeln näher und näher kamen. Um die Nacht zu erhellen. Um sie versteckt in einem Busch zu finden.

Sie sah Boyce an. Schaute ihm direkt in die Augen. Er war tiefer im Blut, aber er war nicht unbesiegbar. Seine Augen bestanden fast gänzlich aus schwarzen Pupillen, weich und nachgiebig wie Gelee. Seine Kehle war schmal und entblößt genug, um sie zu zerquetschen. Hätte sie doch bloß daran gedacht, einen Knüppel mitzubringen, einen spitzen Stock oder wenigstens eine Handvoll zerbrochenen Glases vom Boden des Ladens.

Er schritt direkt auf sie zu. Alodie ballte die Fäuste und ging in die Hocke. Wenn sie sie fanden, würde sie sich wünschen, zuerst zugeschlagen zu haben.

Und was dann? Man würde ihr die Knöchel zerschmettern. Sie als Arbeitskraft verkaufen. Boyce hatte vollkommen recht gehabt: Sie besaß nicht die Instinkte. Sie machte sich etwas vor.

Oder sie hörte nicht gut genug zu. Er war abgelenkt. Sich von ihm ignorieren

lassen, ihn damit durchkommen lassen – das war eine Möglichkeit. Die Instinkte wussten es.

Geräuschlos sank Alodie tiefer ins Unterholz.

Die Truppe marschierte an Alodies Versteck vorbei, zügig und entschlossen. Das Fackellicht verschwand aus ihrem Blickfeld. Sie fühlte sich ausreichend von Schatten umhüllt, um Atem zu holen. Vor ihr knarzten drei Kutschen und wirbelten auf ihrem Weg Erde und Dreck auf, während die Leitpferde sie unter dem Knallen einer Peitsche vorwärtszogen.

Wenn sie zu schnell aus ihrem Versteck hervortrat, würde die Familie sie sehen. Doch wenn die Pferde erst Tempo aufgenommen hatten, würde sie sie niemals einholen.

Alodie wandte den Blick von Boyce' Truppe ab und stellte sich vor, dass sie sich immer noch mit dem Rücken zu ihr entfernten, während sie zur nächstgelegenen Kutsche schlich. Sie atmete flach und zwang sich dazu, nicht zu husten, als der Gestank von Pferdekot und fauligem Holz über sie hereinbrach.

Vorn auf jeder Kutsche saß ein Kutscher mit einer langen Pferdepeitsche und einem Paar montierter Fackeln zu beiden Seiten des Sitzes. Sie fuchtelten mit ihren Peitschen und riefen sich gegenseitig Befehle zu. Pfeifend. Rufend. Abgelenkt. Die Leitpferde verfielen in Galopp.

Möglicherweise ignorierte ein großer Teil ihrer Instinkte schlichtweg die Konsequenzen.

Alodie sprang. Sie bekam einen Fuß auf die Treppe am hinteren Teil der Kutsche, zog sich hoch und in den Wagen. Sie landete hart auf dem Bauch und fühlte, wie die Luft aus ihr gepresst wurde.

Sie war dankbar für ihre Atemlosigkeit angesichts der Hölle, in der sie sich wiederfand.



Das Innere der Kutsche gab ein Bild des Elends ab. Körper lagen übereinander und wurden gegen die Wände gedrückt. Zerlumpte graue Gestalten, die pfeifende

DAS GESCHREI AUßERHALB DER KUTSCHE
VERÄNDERTE SICH. FEUCHTES, DUMPFES
GURGELN NAHM SEINEN PLATZ EIN. ALODIE
KÖNNTE HEKTISCHES SCHARREN VERNEHMEN,
EINEN ANDEREN, KEHLENZERFETZENDEN
SCHREI, DANN STILLE.

abgehackte Atemzüge taten und wie Kaninchen an Eisenpfosten gekettet waren. Einige hatten keine Schuhe, ihre Füße waren gebrochen und an den Knöcheln lila verfärbt oder ihre Hände zerschmettert worden, so dass die Fingernägel nur noch von den Überresten herabhingen. Die meisten trugen Augenbinden; alle waren geknebelt. Köpfe wackelten betäubt hin und her. Schmale Streifen Fackellicht, die von oben hereindrangten, beleuchteten sie und ließen sie eher wie Scherenschnitte als wie Menschen wirken.

Boyce' Mutter – die ganze Familie, Alodie eingeschlossen – lieferte eine Menge Dinge. Dinge, die sie nicht hätten liefern sollen. Aber das hier war etwas ganz anderes.

Alodie tat einen ungewollten Atemzug.

Sie konnte nicht stehen, und das nicht nur wegen ihres rebellierenden Magens. Die Kutsche bewegte sich schnell. Sie rollte vorwärts, als die Pferde sie direkt nach Norden zogen, wo die Bäume dichter standen. Auf dieser Route wäre der Solterwald schon bald nicht mehr befahrbar. Wohin zur Hölle führen sie?

Alodie schaute verzweifelt in die Gesichter der Verdammten und mied die benebelten Blicke derer, die zurückstarrten. Sie erkannte keinen einzigen von ihnen. Wahrscheinlich waren sie Schmarotzer gewesen. Mit Sicherheit waren keine *ihrer* Schmarotzer darunter.

Verzweiflung überkam sie und der Drang, zu weinen, aber die Instinkte ließen sie nicht. Alles floss in den Kloß in ihrem Hals.

Linn lag im hinteren Teil, fast auf zwei anderen Gefangenen. Die Augen geschlossen, gefesselt und geknebelt. Regungslos.

Alodie stemmte sich hoch in die Hocke. „Shh“, flüsterte sie den Passagieren zu und legte einen Finger an die Lippen. Sie sprach nicht wirklich. Sie hörte ihre

eigene Stimme sprechen. Tippte sich zur Betonung auf die Lippen.

„Muss zu ihr. Dann helfe ich euch.“ Konnte sie diesen Unglückseligen überhaupt helfen? Spielte es eine Rolle?

Ein dumpfes Stöhnen antwortete ihr. Nahe der Wand erklang ein zitternder, jämmerlicher Atemzug. Alodie war sich nicht sicher, ob sie sie gehört hatten. Oder verstanden hatten.

Sie legte so viel Autorität in ihr Geflüster, wie es ihr möglich war. „Gebt keinen Laut von euch.“

Alodie kroch vorwärts und war sich jeder Bewegung ihrer Hände bewusst in dem Versuch, möglichst keine der gemarterten Gliedmaßen zu berühren. Nahe dem vorderen Teil der Kutsche sah sie, wie Linns Augen flatterten, und eine Welle der Erleichterung ließ sie taumeln.

Linns Augen waren geschwollen. Aber sie starrte zurück und Alodie sah Erkennen in ihnen. Man hatte sie nicht unter Drogen gesetzt, dachte Alodie – das Glück derer, die erst spät zu einer Lieferung hinzukamen. Doch der Lappen in ihrem Mund war durch einen Lederknebel ausgetauscht und beide Hände fest an einen Pfosten gefesselt worden.

Ihre rechte Hand war ein grausiger Anblick, hässlich purpurgelb und geschwollen. Mit Sicherheit gebrochen. Wahrscheinlich nicht mehr zu retten. Eine Hand war auf viele kleine Teile angewiesen, um zu funktionieren.

Blätter und Äste kratzten an den Seiten der Kutsche entlang. Der Wald wurde dichter. Alodie versuchte behutsam, das Seil um Linns Handgelenke zu lösen. Dann würde sie ihre Füße befreien und danach den Knebel entfernen. Dann würden sie fliehen.

Während sie mit Linns Fesseln kämpfte, zitterten Alodies Hände. So wenig Kontrolle hatte sie darüber, dass sie genauso gut jemand anderem hätten gehören können. Wenigstens saugten die hässlichen Handschuhe ihren Schweiß auf. Aber es gab so viele Knoten. Keine ausgefransten Stellen. Es dauerte zu lange.

Frustriert versuchte sie, eine der Schlaufen über Linns gesundes Handgelenk zu ziehen. Linn wimmerte unter dem Knebel und kniff die Augen zu, panisch nach Luft schnappend, während ihre Qualen mit jeder Minute schlimmer wurden.

Dann hörte Alodie die Kutscher rufen und die Kutsche wurde langsamer. Sie zog panisch an Linns Fesseln.

Das spärliche Fackellicht über ihnen verschwand. Jemand ließ sich vom Wagensitz auf den Waldboden herabgleiten und sank in die Erde. Alodie wirbelte zum hinteren Teil der Kutsche herum, doch die Schritte bewegten sich schnell zum vorderen Teil, gefolgt von den Geräuschen der Pferde, die abgeschirrt wurden. Lautstark stapften sie davon. Die Kutscher rannten.

Niemand betrat die Kutsche. Hatte man sie zurückgelassen?

Linn versuchte, hinter dem Knebel etwas zu sagen. So wie Alodie sie kannte, war es ein Witz über ihre verstümmelte Hand. *Eine echte Schönheit, was?* Oder vielleicht war sie auch wütend. Sie hatte jedes Recht dazu.

Alodie gelang es, Linn's gesunde Hand freizubekommen, und riss ihr den Knebel herunter.

„Sie liefern uns nicht aus“, flüsterte Linn heiser. „Wir sind Köder.“

Von draußen vernahm Alodie an mehreren Orten gleichzeitig das Geräusch splitternden Holzes, ein Tumult von Axtschlägen, die auf den ganzen Wald niederzugehen schienen.

Ein entsetzter Schrei zerriss die Luft. Ein Chor antwortete.



Eine Minute verging, die sich wie eine Stunde anfühlte. Das Geschrei außerhalb der Kutsche veränderte sich. Feuchtes, dumpfes Gurgeln nahm seinen Platz ein. Alodie konnte hektisches Scharren vernehmen, einen anderen, kehlenerfetzenden Schrei, dann Stille.

Die Instinkte in ihr bebten. Jeder Impuls zerschmolz zu Furcht. Ihre Atemzüge brannten. Sie konnte sich kaum bewegen. Sie zitterte mehr als alles andere.

Mit einer funktionierenden Hand nestelte Linn schweigend an den Fesseln an ihren Füßen. Ihr Fortschritt war stockend, langsamer als der Tod, der sie belauerte. Sie würde niemals alleine freikommen.

Die Verdammten erwachten nun zum Leben, sahen sich träge um und versuchten sich von ihren Pfosten zu befreien, indem sie an Seilen und von Schweiß glitschigen Lederriemen zerrten.

Alodie musste die einzige Person in der Kutsche sein, die halbwegs auf den Füßen stand. Die in der Lage war, zu fliehen. Linn sah fragend zu ihr auf. Sie hatte das Recht dazu.

Linn nickte nur, als Alodie sich bückte und einen Daumen unter die Fesseln an ihren Füßen schob. Schweigend setzten sie gemeinsam ihr Werk fort, bis das langsame Schaben von etwas Schwerem, das über den Boden gezogen wurde, Alodies Ohren erfüllte. Es füllte ihr Bewusstsein aus, während sie das Seil über Linns linken Fuß schob und dabei die Haut abschürfte.

Bis der vordere Teil der Kutsche in zwei Hälften gespalten wurde.

Holzsplitter explodierten um sie herum. Alodie stolperte rückwärts und zog Linn an ihrem gesunden Arm mit sich.

Die Kutsche neigte sich. Drei der Verdammten verschwanden, ihre Körper wurden einfach von ihren Pfosten in die Dunkelheit gerissen. Alle begannen gleichzeitig zu schreien.

Alodie erhaschte einen Blick auf tintengeflecktes Zahnfleisch und endlose Reihen von Zähnen. Eine gezackte schwarzrote Ranke zuckte durch die Ruine und erwischte sie an der Schulter. Sie riss sich schmerzhaft davon los und die Ranke schlängelte davon, um einen anderen Verdammten aus ihrem Blickfeld zu ziehen. Alodie sah die anderen Gefangenen nicht an und beschränkte sich darauf, Linn mit sich zu ziehen. Sie huschten über den verbogenen hinteren Teil der Kutsche nach draußen.

Linn tat ein paar linkische Schritte, humpelte auf Beinen, die von den Fesseln taub geworden waren. Alodies Schulter pochte vor Schmerz, als sie vorwärts taumelten, hinein in die Tiefe eines Waldes, den sie beide nicht kannten. Hinter sich konnte Alodie die Wracks aller drei Kutschen erkennen, rot bespritzt, mit einer dicken Schicht aus Blut überzogen. Eine Fackel, die sich hartnäckig gehalten hatte und immer noch brannte, thronte wie eine Kerze auf einer der Kutschen.

Die Körper der Opfergabe der Familie lagen überall dahinter verstreut. Rote, klebrige Eingeweide quollen aus ihnen hervor, verknäuelte und gespannt wie Marionettenfäden. Sie alle, tot und halbtot und nicht-tot, wanden sich im Einklang am Boden, ihre Bewegungen und Laute aufeinander abgestimmt.

Mit klopfendem Herzen zog Alodie Linn dicht am Boden entlang, tiefer in die Schatten des Solterwaldes, so schnell ihre Instinkte es zuließen.



Ein Monstrum pirschte durch den Solterwald, die Klauen blutbefleckt. Dicht am Boden glitt es dahin wie ein Flüstern.

Bäume schluckten das Mondlicht, konnten es aber nicht aufhalten. Seine Augen waren für die Finsternis geschaffen.

Wie schon viele Male zuvor verweilte das Monstrum bei wenige Stunden alten Überresten: zwei schwer verwundete Kadaver, deren verbliebenes Fleisch von Klauen und Zähnen zerfetzt worden war. Die wenige Haut, die ihnen noch verblieb, war dornig, anders als sie einst gewesen war.

Die Leichen lagen auf ockerfarbener Erde. Beide regten sich nicht. Das war wichtig.

Das Monstrum stupste sie an und stieß dann eine Hand durch einen der Körper. Sie bohrte sich mit einem Schmatzen hinein; die Leiche blieb steif und unbeweglich.

Dann beugte es sich über die zweite Leiche. Wiederholte seine Tat.

Diese Leiche öffnete ihre ausgerenkten Kiefer weit und fauchte verwesenden Schleim zwischen den Zähnen hervor. Wie ein sterbendes Insekt schlug sie mit allen Gliedmaßen auf das Monstrum ein. Selbst in diesem Zustand hatten ihre Schläge noch Kraft. Die rasiermesserscharfen Zacken, die aus ihrer Haut ragten, schrammten über die Haut des Monstrums, fanden aber keine verwundbare Stelle.

Das Monstrum machte einen Ruck. Es knackte und die Leiche blieb regungslos liegen. Ihre Augen waren eingesunken und rundum mit roten Tränen verkrustet. Während ihrer wilden Attacke hatten sich die Lider nicht ein einziges Mal geöffnet.

Das Monstrum erhob sich; jenseits des süßen Qualms und der Fäulnis witterte es etwas anderes. Sein Blick fiel auf verstreute Spuren, die nach Osten in den tiefsten Teil des Waldes führten. Es scharfte im Dreck, hielt an, atmete ein.

Zwei weitere. Beide bluteten.

Die Jagd war noch nicht vorbei.

Schatten wanden sich um das Monstrum, dann war es fort.

SIE HATTE SCHÖN FRÜHER BEOBSACHTET, WIE
KUTSCHER PFERDE NOTTÖTETEN. ES WAR
IMMER TRAUIG, DAS VERTRAUEN IN IHREN
AUGEN ZU SEHEN. DOCH WENIGSTENS WURDE
SIE DAMIT FERTIG. DER ANBLICK DIESER SICH
WINDENDEN KÖRPER BEI DEN KUTSCHEN, DIE
ART, WIE SIE SICH WIE PUPPEN BEWEGTEN ...
DAS KÖNNTE SIE NICHT VERGESSEN.



Alodie und Linn flohen vor den Schrecken der Nacht. Die Finsternis war undurchdringlich. Mit jedem Schritt schien sich ein weiteres Stück des Waldes herauszuschälen.

Alodie führte Linn mit beiden Händen. Und die Instinkte führten sie. Niemand hatte die Kontrolle.

Sie waren gefühlt stundenlang gerannt, verfolgt von knackendem Unterholz und feuchtem, wilden Fauchen. Die Härchen auf Alodies Nacken waren ununterbrochen aufgerichtet. Es kam ihr vor, als würde man sie ständig beobachten, konnte aber nicht sehen, wie. Oder von wem.

Alle paar Minuten waren sie gezwungen, anzuhalten. Linn wurde dann langsamer und musste sich ausruhen. Oder sie fiel, bevor Alodie sie auffangen konnte. Diesmal blutete die Wunde an ihrer Hand durch das Stück Stoff, das sie darum geschlungen hatten.

„Glaubst du, es ist weg? Dieses ... Ding?“, fragte Linn. Sie kauerte im Gras und versuchte, möglichst leise zu atmen.

„Wir sollten laufen, als wäre es das nicht“, antwortete Alodie.

Linn wimmerte bloß und zog an ihrem behelfsmäßigen Verband, schob ihn an eine andere Stelle, als ob das etwas bewirken würde.

„So schlimm ist es nicht. Boyce hat schon mehr Schaden angerichtet“, meinte Alodie und half ihr auf.

„Jetzt kommt es dir in den Sinn, zu helfen?“, spottete Linn, als sie sich aus dem Gestrüpp erhob.

„Ich bin hier, oder nicht?“, erwiderte Alodie, die ihr Bestes gab, sie voranzutreiben. „Ich hätte es dir gesagt, wenn ich es gewusst hätte.“

Linn blieb stumm.

Zugeständnisse konnten gut sein. Sie versuchte es erneut. „Hätte ich etwas unternommen, hätten sie uns wahrscheinlich beide getötet.“

Linn starrte sie verblüfft an. Möglicherweise ärgerte sie sich über sich selbst, weil sie nicht erkannt hatte, in welchen Alptraum sie da hineingeraten war. Vielleicht ärgerte sie sich noch mehr über Alodie, weil sie es zugelassen hatte.

„Weißt du, wer klug ist, zahlt normalerweise rechtzeitig.“ Alodie versuchte, nicht zu kritisch zu klingen. Es funktionierte nicht.

Linn schob sich von ihr weg und lief eigenständig weiter. Nun ging es noch langsamer voran.

„Und du warst wohl noch nie in einer festgefahrenen Situation, nicht wahr, Fräulein Alodie?“, giftete Linn zurück. „Monatelang wollte niemand runter in die Wimmerallee kommen. Ich habe versucht, Aufträge im oberen Distrikt zu bekommen. Die Dinge haben sich einfach verzögert.“

Gegen ihren Willen fühlte Alodie die Instinkte aufwallen und nach einem Kampf lechzen, den sie gewinnen konnte. „Also hast du entschieden, dass wir deine Schulden für dich abtragen sollen?“

„Wir?“, erwiderte Linn ungläubig. „Du weißt, wie viel Geld sie haben. Immerzu redest du davon, wie verachtenswert sie doch alle wären – was schert es dich, wenn ich ein paar Wochen brauche?“

„Tut es nicht“, erkannte Alodie. Sie ließ den Kampf ruhen. Wenigstens diesen Sieg hatte Linn sich verdient.

Alodie reichte ihr die Hand, um ihr über einige knorrige Wurzeln hinwegzuhelfen. „Wenn sie es auf deine andere Hand abgesehen haben, werde ich dich vorher warnen.“

Linn starrte einfach nur zurück, ihr Gesicht ein Bild aschfahlen Jammers. „Darüber darfst du keine Witze machen.“

DAS ENTSETZEN ÜBER DAS ABKOMMEN
IHRER FAMILIE TRAF SIE WIE EIN BLITZ.
ALODIE WUSSTE, DASS IHR GESCHÄFT ÖPFER
FÖRDERTE. ABER SIE KÖNNTE SICH NICHT
VÖRSTELLEN, DASS ES EINE MENSCHLICHE
RECHTFERTIGUNG DAFÜR GAB, LEUTE AN
DIESES DING ZU VERSCHACHERN. GELD?
SCHUTZ VÖR HUNGER? EINE ERBSCHULD?

Alodie war zu weit gegangen. Es war nicht einmal eine Nacht her.

„Nicht, bevor ich ein paar Mal darüber gewitzelt habe.“ Linn grinste.
„Vorzugsweise vor Publikum.“

Der Wald war still geworden. Zögernd verfielen sie in einen langsamen Gang.
Einen gemeinsamen Rhythmus.



In einer Stunde hatten sie weder Laute eines Verfolgers vernommen noch
irgendetwas anderes Lebendiges gesehen. Der Wald schien jeglichen Geräusches
beraubt und nichts deutete darauf hin, dass die Nacht wich oder der Wald sich
lichtete. Beide zitterten.

Aus der Ferne vernahm Alodie einen vertrauten Laut. Ein sterbendes Pferd, das
mit dem Maul voll Flüssigkeit wieherte. Als sie sich näherten, erkannte sie, dass
sein Bauch geöffnet worden war. Linn schaute weg und verbarg ihr Gesicht mit
dem gesunden Arm.

Alodie hielt an und half ihr dabei, sich gegen eine Eiche zu lehnen, während sie
die Umgebung absuchte, wo das Pferd gestürzt war. Sie kehrte mit einer Fackel und
einer Zunderdose zurück und nahm Linn bei der Schulter. „Willst du ...?“ Linn ließ

die Frage unausgesprochen.

Alodie ignorierte sie. Zog sie beide schnell fort.

Sie hatte schon früher beobachtet, wie Kutscher Pferde nottöteten. Es war immer traurig, das Vertrauen in ihren Augen zu sehen. Doch wenigstens wurde sie damit fertig. Der Anblick dieser sich windenden Körper bei den Kutschen, die Art, wie sie sich wie Puppen bewegten ... das konnte sie nicht vergessen.

Wenn hier ein Tier starb und dabei noch Laute von sich gab, konnte das als Ablenkung dienen. Was immer sie auch jagte, konnte auch etwas anderem hinterherjagen.

Sie lief entgegengesetzt ihres Pfades weiter und zog Linn mit sich in südliche Richtung. Oder was hoffentlich Süden war – die Bäume standen zu dicht, um die Sterne zu sehen. Die körnige feuchte Erde wich Felsen, schartigem Granit, das ihre Stiefel zerkratzte. Linn stolperte nun noch öfter, atmete schwerer, schritt mit gesenktem Kopf voran. Alodie strauchelte selbst einige Male. In der Dunkelheit kamen sie nur schleppend voran, doch der Solterwald wurde ein klein wenig lichter, bis sie fast gegen eine Wand liefen.

Sie waren auf kalten, moosbewachsenen Granit gestoßen. Einige Dutzend Schritte von ihnen entfernt gähnte ein Höhleneingang. Eine Zuflucht.

Erleichterung durchflutete Alodie. Das konstante Gefühl, beobachtet zu werden, verschwand.

Alodie legte die Fackel auf trockenen Felsen ab und beugte sich mit geöffneter Zunderdose darüber. Sie begann, Feuerstein und Stahl aneinander zu schlagen, und blies dann auf einen hässlichen Handschuh voll Zunder. Die Ausführung war plump und mangelhaft, aber es war nicht ihr erstes Mal. Die Fackel fing Feuer.

„Das ist jetzt aber nicht dein Ernst“, meinte Linn. Doch sie zitterte. Ihre Stimme war freudig, nicht fordernd. Sie wollte falsch liegen.

„Glaubst du, wir laufen so lange, bis wir umkippen? Wir sind sicherer, wenn sich nichts an uns ranpirschen kann“, argumentierte Alodie. Sie bedeutete Linn, weiterzugehen.

Gemeinsam betraten sie die Höhle; die Fackel hoch über Alodies Kopf erhoben, tasteten sie sich ihren Weg an den Tunnelwänden entlang. Ein offener Bereich, wo sie die Nacht abwarten konnten, mehr brauchten sie nicht. Sie eilten vorwärts, schöpften Kraft aus ihrer zweiten Chance.

Die Fackel war ihr Leitstern. Während sie voranschritten, fühlte Alodie sie über die Höhlendecke schaben. Sie wollte sie hochhalten, um ihr Licht weit voraus zu schicken.

„Wie lange geht das noch so weiter?“, fragte Linn keuchend. Der Schmerz zwängte sich in die Lücken, die ihre weichende Angst zurückgelassen hatte.

Alodies Kehle war so trocken, dass sie sich zweimal räuspern musste, bevor sie antwortete. „Wir sollten so tief reingehen, dass man uns nur mit Mühe wieder rauskriegen kann. Bis zu einem offenen Bereich, von wo wir den Eingang im Auge behalten können.“ Alodie war sich nicht sicher. Sie wollte einfach nur sicher klingen. „Dann kann ich für ein paar Stunden Wache halten und die Fackel am Brennen halten. Damit du dich ein wenig ausruhen kannst.“

Sie ließen das mondbeschienene Stück des Tunnels hinter sich. Die Wände der Höhle waren feucht und durchnässt; der Stein verbarg hin und wieder kleine Perlen von Nässe, an denen ihre Hände abrutschten. Alodie konnte sich sicherlich Schöneres vorstellen, als auf dem Boden zu schlafen. Aber sie mussten durchhalten. Linn musste durchhalten.

Etwas schabte hinter ihnen über die Höhlenwand.

„Pssst.“ Alodie schwenkte die Fackel und suchte den Bereich so gut wie möglich ab. Im Halbdunkel konnte sie nichts in unmittelbarer Nähe ausmachen. Doch das Geräusch kam aus der Richtung, aus der sie gekommen waren.

Sie wichen zurück, stolperten tiefer in die Höhle, den Gang hinunter. Vor ihnen teilte er sich in zwei.

Alodie trieb sie nach links und achtete darauf, dass Linn vor ihr war; sie schob sie geradezu vorwärts.

Ein weiteres Labyrinth in der Finsternis. Alodie führte sie zu einer Biegung, folgte ihr nach rechts – und erkannte, dass sie wieder an ihrem Ausgangspunkt waren. Die Höhle beschrieb hier einen Kreis.

Ein Geräusch wie von einem Axtkopf, der auf Stein trifft, hallte durch die Höhle.

Ihr ganzer Körper war vor Angst wie gelähmt. Alodie stand unbeweglich da und wies lediglich Linn den rechten Gang entlang. Zu mehr war sie nicht fähig. Linn schaute zu ihr zurück. Dann wieder nach vorne. Und setzte sich dann schlurfenden Schrittes in Bewegung. Im Vertrauen, kein weiteres sterbendes Pferd zu sein.

Es konnte sie nicht beide in die Enge treiben. Alodie nahm die andere

Abzweigung.

Sie hielt die Fackel so hoch wie möglich über den Kopf und packte sie mit beiden Händen, wobei sie sorgsam darauf achtete, nicht die nassen Wände zu berühren. Sie wollte das Ding nicht sehen, das die Kutsche entzweigerissen hatte. Doch sie musste, wenn sie auch nur die geringste Überlebenschance haben wollten.

Alodie konnte noch einige Sekunden lang Linns Atem hören, dann ließ sie das Geräusch hinter sich zurück. Da war kein Schaben mehr, kein Klirren. Entweder stieß sie auf das Ding, oder Linn. Alodie folgte der Fackel den neuen Pfad hinunter. Sie lief so lange, bis sie merkte, dass die an der Wand abperlenden Tropfen sich verändert hatten, und hielt kurz an, um einen Blick darauf zu werfen.

Sie glänzten, reflektierten etwas Rötlicheres als den Schein ihrer Fackel.

Alodie drehte sich von der Wand weg und starrte in das Antlitz eines Dämons. Ranken ragten aus seinem Rumpf hervor wie Nabelschnüre. Sein schwarzfleischiges Maul starrte vor Reißzähnen und zu vielen Zungen, samt und sonders von raubfischartigen Zähnen übersät.

Seine Augen waren Abgründe, gnaden- aber keineswegs geistlos. Zu scharfsinnig. Zu menschlich. Feines Brokat, das vor einem Jahrhundert noch als vornehm gegolten hätte, klebte in Fetzen an seiner Taille. Sie kannte Kleidung wie diese aus dem Haus von Boyces Mutter. Erbstücke der Großeltern ihrer Eltern.

Das Entsetzen über das Abkommen ihrer Familie traf sie wie ein Blitz. Alodie wusste, dass ihr Geschäft Opfer forderte. Aber sie konnte sich nicht vorstellen, dass es eine menschliche Rechtfertigung dafür gab, Leute an dieses Ding zu verschachern. Geld? Schutz vor Hunger? Eine Erbschuld?

Verzweifelt stieß Alodie die Fackel in seine Richtung. Feuer war die Waffe des Lichts. Sie schwang sie in weitem Bogen, zweimal, und schnellte dann nach vorne, presste die Fackel gegen das Scheusal, in dem Versuch, so viel Abstand wie nur möglich zu wahren.

Weder kreischte es, noch zuckte es zurück, als die Flammen gegen seine Fratze züngelten; stattdessen starrte es sie unverwandt an. Dann wischte es die Fackel beiseite und riss ihr mit seinen Zähnen die Kehle heraus.

Alodie stürzte langsam zu Boden, wie ein Stein, der auf den Grund eines Teiches sinkt. Sie schnappte nach Luft, ohne dass diese an ihren vorgesehenen Ort gelangen konnte.

DIE BLONDE FRAU. SIE HATTE ... STÖLZ GEWIRKT.
GERADEZU HÖCHMÜTIG. UND DOCH HATTE ER
GESEHEN, WIE SIE MIT IHREN INSTINKTEN RANG. SIE
WAR SICH IHRER GRAUSAMKEIT BEWUSST GEWESEN,
HATTE SIE GENUTZT UND SICH ZU GLEICHEN TEILEN
VON IHR ABGEWANDT.

Im flackernden Licht ihrer weggeworfenen Fackel sah Alodie, wie Linn die andere Seite des Ganges entlanggehumpelt kam.

Die Kreatur wandte sich um, ließ zwei ihrer Ranken wie Peitschen hervorschnellen, und Linn stürzte schreiend zu Boden.

Die Ranken zogen sie zu sich heran. Das Ding ließ sich zum Fressen nieder.

Alodies Kopf lag in einer klebrigen roten Pfütze. Alles war wie betäubt. Sie versuchte, sich wegzudrehen, doch es gelang ihr nicht.

Die Finsternis brauchte zu lange, um sie zu übermannen.



Endlich nahm sich die Beute Zeit zum Fressen. Sie war abgelenkt.

Das Monstrum hatte zugesehen, wie die beiden Überlebenden aus der Kutsche sich lautstark durch den Wald bewegt hatten. Am Eingang zur Höhle hatte die größere der beiden die Gegend mit Fackellicht erleuchtet und damit ein Signal ausgesendet.

Das Monstrum hatte auch seine Beute beobachtet. Ein alter Vampir, eingehüllt in die Überbleibsel seines menschlichen Reichtums. Es war schlau von ihm, seine Jagd mit Menschen in Königshafen zu teilen – außer Sichtweite zu bleiben, gegen Güter zu handeln und dafür seine Seuche schneller zu verbreiten.

Der Vampir wurde von seinen Impulsen geleitet. Zurückhaltung war ihm fremd. Ablehnung konnte er nicht hinnehmen. Er hatte die Überlebenden verfolgt.

Er war flink. Das Monstrum hatte einen Kampf in offenem Gelände vermeiden wollen.

Doch dann hatten die beiden Überlebenden eine Höhle betreten. Sie hatten zugelassen, dass man sie in die Enge trieb. Sie hatten ihm eine Gelegenheit gegeben.

Der Geruch von Blut waberte aus dem Höhleneingang.

Er brachte Zebediah wieder zu sich.

Er war groß, hatte eine Hakennase und langes, offenes, wolkenweißes Haar. Sein Gesicht war breit und kantig, unscheinbar und blass bis auf das offensichtlichste Zeichen des Fluches: eingesunkene rote Augen, umgeben von sich verästelnden schwarzen Adern.

Zebediah trug eine polierte Rüstung, kunstvoll genug für einen alten kehjanischen Hof, mit leuchtend karminroten Platten, die sich waagrecht entlang des Bauches zogen. Eine Ampulle war fest am Ringkragen seiner Rüstung angekettet; die Phiole war mit grünblauem Wasser aus dem Fluss gefüllt, an dem er beinahe seinen letzten Atemzug getan hatte, umstellt von Bestien, die er allein hatte ablenken wollen. Andere zu verschonen – das war in seiner Naivität sein höchstes Gut gewesen.

Sein schweres Rüstzeug war ungewöhnlich für eine Jagd im Solterwald. Für jemanden, der sich schnell und leise durch den Wald bewegen wollte. Doch seit Jahrzehnten stand er als einer ihrer Blutritter im Dienste der Annulet. Es fiel ihm schwer, seine Gewohnheiten abzulegen; sie waren untrennbar mit seinem Gelübde verwoben. *Alles was von meinem Leben übrig ist, wird gegen die Finsternis abgewogen.*

Jedes Mal, wenn seine Reise unmöglich wurde, fand er den Weg zurück zu seinem Gelübde. Nur wenige konnten es aussprechen und meinten es auch so; unter Schmerzen, in ausweglosen Situationen hatte er es gelebt. Zebediah hatte seine Kameraden, die dem Fluch anheimgefallen waren, getötet und die Fäulnis aus den Unschuldigen herausgeschnitten, bevor sie dort schwären konnte. Das Leben nach seinem Leben war stets abscheulich gewesen; sich dem zu stellen und sich selbst treu zu bleiben, erforderte eine Seele so kalt wie Eis. Unbeugsam.

Zebediah wisperte tote Silben in die Nachtluft. Schatten waberten wie Nebel um ihn herum und erstickten das Geräusch seiner Beinrüstung auf dem Stein.

Die Schreie aus dem Inneren der Höhle waren verstummt, doch Zebediah konnte immer noch das heisere Krächzen des Vampirs beim Fressen vernehmen. Er eilte durch die Höhle; den Weg fand er auch ohne Licht.

Der Tunnel verengte sich, während das Krächzen immer lauter an seine Ohren drang. In der Nähe einer Gangbiegung erblickte er schließlich den Vampir, tief hinuntergebeugt, während seine Ranken eines seiner Opfer umschlangen und sich an dessen Körper hefteten wie ein Dutzend Neunaugen.

Zebediah hatte nicht erwartet, dass irgendein Opfer aus der Kutsche überleben würde, nicht einmal diese letzten beiden. Doch wenn ihr Tod ihm auch nur einen kleinen Vorteil im Kampf gegen den Vampir verschaffen konnte, dann hatte er recht daran getan, zu warten und zu beobachten. Nichts war wichtiger als seiner Bedrohung ein Ende zu setzen.

Zebediah vermochte sein Näherkommen zu verschleiern, nicht jedoch seinen Geruch. Der Vampir wandte sich zu ihm um, sprang auf die Füße und zischte ihn mit einem Maul voll gezackter Zungen an.

Eine purpurschwarze Lanze aus verfestigtem Schatten erschien in Zebediahs Hand, die er mit aller Kraft warf. Bevor der Vampir entkommen konnte, traf die Lanze mit voller Wucht ihr Ziel und durchstieß seine Kehle. Seine Ranken schossen in die Höhe und mühten sich, den Schatten wegzureißen, der sich durch sein kaltes Fleisch fraß.

Irgendwo tief in Zebediah frohlockte der Fluch beim Anblick der versehrten Beute. Er schluckte das Gefühl herunter.

Zebediah näherte sich dem Vampir schwerfällig, mit gebeugten Knien und dem Langspeer in den behandschuhten Händen. Er wollte nicht das faulige Blut riechen, das aus seinen Wunden sprudelte; er musste ihn schnell töten, bevor er sich heilen konnte. Er stach zu, schlug zwei schnelle Löcher in seine Brust und spannte seinen ganzen Körper für einen beidhändigen Schlag an –

Vier gezackte Ranken wanden sich um Zebediahs Kehle und Arme und zerfetzten dabei Fleisch. Der Schmerz war umfassender als alles, was er je erlebt hatte – die hundert winzigen Zähne des

Vampirs rissen offene Wunden, die brannten und sich wie Feuer ausbreiteten. Als sich die Ranken des Vampirs zusammenzogen, ließ Zebediah den Speer fallen. Er konnte fühlen, wie er entzweigerissen wurde.

Die Ranken trafen in seiner Körpermitte wieder zusammen. Zebediah zerschmolz zu einer Pfütze aus Blut.

Der Vampir hielt inne, zischend und mit rudernden Armen. Er stapfte vorwärts, seine Ranken tasteten wie Finger in der Luft. Dann wandte er sich mit ungestilltem Hunger erneut den Leichen seiner Opfer zu.

Hinter ihm brodelte eine karminrote Pfütze hoch und bildete eine formlose körperähnliche Masse. Der Langspeer erhob sich mit ihr und kam in Zebediahs Hand zum Liegen, die einen Finger nach dem anderen neu formte. Seine menschliche Gestalt kehrte zurück, als das Blut von der Masse herunterglitt, und er stürzte sich auf den Vampir, der ihm den Rücken zuwandte.

Zebediah versuchte, nicht hinzusehen, als er wieder und wieder auf die Kreatur einstach. Aber er verlor die Kontrolle. Drei Löcher. Vier. Fünf. Da lag etwas Mitreißendes in ihrer Symmetrie, an den perfekten Fontänen schwarzroten Sekrets, das ihn bespritzte. Er schlug lustvoll zu, demütigte seinen Feind, steckte Schläge ein, die er kaum zur Kenntnis nahm.

Bis eine Ranke an dem Andenken um Zebediahs Hals entlangschrammte und die Kette vom Ringkragen riss. Dieser Vampir war schon einmal von einem Blutritter gejagt worden. Er *wusste Bescheid*.

Zebediah fiel zu Boden und fing sein wertvolles Andenken nur Sekunden, bevor es auf dem Stein zerschellen konnte. Die Gliedmaßen des Vampirs umschlangen ihn, doch in Wahrheit war es der Fluch, der ihn festhielt. Zebediahs Haut dehnte und veränderte sich; er gab nach und mutierte zu einer zerschundenen Masse aus Muskeln und Blut, die es sowohl in Sachen Stärke als auch Hunger mit dem Vampir aufnehmen konnte.

Das Monstrum zerfetzte seine Beute, riss ihm Ranken und einen fauligen Arm aus. Es zerriss sie mit den blutroten Klauen, die einst seine Hände gewesen waren.

Die Beute war glitschig von Blut. Wand sich hierhin und dorthin. Versuchte zu entkommen. Ein Entkommen war unmöglich.

Das Monstrum schlug wie von Sinnen zu, immer und immer wieder, ohne Unterlass.

Zebediah schüttelte den Kopf wie ein Hund. Seine Hände pochten vor Schmerz. Von allen größeren Ablenkungen, die ihn daran hinderten, sich selbst zu vergessen, hatte der Schmerz ihm die meiste Klarheit gebracht. Er hatte die Höhlenwand zermalmt, hatte so stark auf sie eingeschlagen, dass er einen Fuß tief in den Stein eingedrungen war.

Die Hälfte des zeretzten Fleisches des Vampirs lag zu seinen Füßen. Die andere Hälfte war fort.

Blutige Spuren führten hinaus aus der Höhle. Er war geflohen.

Zebediah zischte und machte sich daran, erneut auf die Wand einzuschlagen. Der Vampir war schneller als er; es wusste über ihn *Bescheid*. Er konnte immer noch versuchen, ihn einzuholen. Wenn er jetzt loslief, konnte er vielleicht –

Eine der Frauenleichen am Boden zuckte. Dann, einige Sekunden später, die andere. Schon wieder.

Im Einklang.

Wer waren sie zuvor gewesen? Vielleicht Geschwister? Geliebte, der beiläufigen und gefühllosen Art nach, wie sie sprachen?

Er war hierhergekommen, um den Vampir zu töten. Um zu verhindern, dass sein Fluch sich verbreitete.


Und doch hatte er sich verbreitet, aufgrund *seiner* Entscheidungen. *Seiner* mangelnden Zurückhaltung. *Seines* Fluches, aus einer Zeit lange bevor er zum Speer gegriffen hatte.

Was war das höchste Gut? Was die beste Wiedergutmachung?

Die kleinere, braunhaarige Frau war eine Abenteurerin, mit einer Fröhlichkeit, die ihr gute Dienste geleistet hätte. Sie hatte geglaubt, etwas wert zu sein, selbst wenn die Welt es nicht getan hatte.

Die blonde Frau. Sie hatte ... stolz gewirkt. Geradezu hochmütig. Und doch hatte er gesehen, wie sie mit ihren Instinkten rang. Sie war sich ihrer Grausamkeit bewusst gewesen, hatte sie genutzt und sich zu gleichen Teilen von ihr abgewandt.

Ein Anfang. Er legte den Speer und das Andenken auf dem Boden ab und kniete vor ihnen nieder.



Alodie zitterte. Ihr ganzer Körper erschauerte. Er sehnte sich nach Bewegung, danach, sich von ihren Gedanken und ihrem Geist loszureißen, damit jede Gliedmaße aus eigenem Antrieb davonkriechen konnte. Ihre Sicht war benebelt, Blicke stachen nadelstichartig in die Schwärze.

Visionen umschwirrten sie. Ein weißhaariger Mann, dessen herrliche Rüstung mit Blut verkrustet war.

„Ihr werdet sterben“, sagte er mit einer Stimme, die weder grausam noch freundlich klang. Sein Akzent war fremdartig, sein Tonfall schlicht und prägnant. „Er hat Euch verderbt. Die Verwandlung wird schlimmer sein als alles, was Ihr Euch vorstellen könnt.“

Er hielt eine kleine Phiole mit grünlichem Wasser über sie und entkorkte es. In all dem Nebel, in all der Finsternis wirkten seine Bewegungen flüssig und langsam zugleich. „Ich kann Euch Frieden schenken.“

Sie wollte nicken. Etwas zu wollen reichte nicht aus, um es wahr werden zu lassen.

„Oder ich kann Euch Zeit schenken. Jahre. Jahrzehnte. Möglicherweise mehr.“


Alodies Körper fühlte sich an, als würde er in weite Ferne entschweben. Sie konnte die Worte kaum verstehen. Doch sie ließen sie aufhorchen.

Er fuhr fort und hob dabei die Stimme. „Es wird nicht leicht werden. Ihr werdet trainieren und jagen. Und Ihr werdet als ein Monster sterben, das noch abstoßender ist als jenes, das Euch das Leben genommen hat. Euer Ende wird nicht besser durch das Böse, das Ihr getötet und das Gute, das Ihr bewirkt habt.“

Das Gute, das Ihr bewirkt habt. Sie versuchte, sich nach Linn umzuschauen. Es gelang ihr nicht.

Eindringliche Worte lähmten sie. „Wenn Ihr dieses Leben annehmen wollt, so gelobt es. Gelobt es bei Eurem Blut.“

Alodie konnte nicht sprechen. Sie nicht bewegen. Sie ließ ihre Augen antworten.



Das Ritual wurde in aller Eile ausgeführt. Gesang und Ablutionen drangen aus der Phiolen, während die Dunkelheit der Höhle ihre Finger in Alodies Augen krallte wie ein lebendiges Wesen. Sie verlor immer wieder das Bewusstsein, sprach, lauschte, erinnerte sich nur an Bruchstücke.

Aufrecht zu stehen stellte sich als wahrer Kraftakt heraus, doch sie stand. Holte Atem. Glitt mit der Zunge über ihre Zähne. Normal. Fühlte ihren Puls. Das Blut pulsierte noch. Schaute zu dem weißhaarigen Mann, der mit überschlagenen Beinen einige Schritte von ihr entfernt saß.

Zwischen ihnen befand sich eine kleine Taupfütze. Alodie erkannte, dass sie im Dunkeln sehen konnte. Aus einem Reflex heraus, wie sie es schon so oft getan hatte, prüfte sie ihr Spiegelbild.

Die Wunde an ihrer Kehle war eine hässliche Naht. Ihre Augen leuchteten wie Licht, das sich an Rubinen brach. Sie waren umgeben von winzigen Äderchen in der Farbe von Graberde.

Sie fühlte den plötzlichen Schmerz der unumkehrbaren Veränderung und schob ihn beiseite. Ihr erstes Anliegen galt dem Überleben. Ihr zweites –

Linn setzte sich auf, als hätte man sie hochgezogen. Ihre Arme hingen schlaff an ihrer Seite. Ihr Gesicht war bleich. Stacheln stachen durch die Haut an Hals und Armen. Ein kehliger, animalischer Laut entrang sich ihrer Kehle.

Aus irgendeinem Grund fühlte sich Alodie so schwach wie nie zuvor.

„Was Ihr mit mir gemacht habt“, forderte Alodie von Zebediah und stolperte über die Worte, „tut es auch für sie. Ihr müsst.“

Zebediah schüttelte den Kopf. „Sie ist zu weit fortgeschritten. Schon bald wird sie ein Sklave des Vampirs sein. Es tut mir leid. Mir blieb nur Zeit für eine von euch.“

Alles, was Alodie noch blieb, war das Gute, das sie bewirken konnte. Er hatte das gesagt. Er hatte es versprochen.

„Wir ... Wenn wir den Vampir töten, wird sie dann ...“ Ihre Stimme klang heiserer als sie in Erinnerung hatte, als ob ihre Kehle nicht richtig verheilt war.

Zebediah unterbrach sie. „Ist die Verwandlung erst einmal im Gange, lässt sie

sich nicht mehr aufhalten.“

Alodie fühlte sich elend. Unwillkürlich traten ihr Tränen in die Augen und flossen nutzlos wie eh und je herunter.

„Wieso ich? Wieso habt Ihr nicht sie ausgewählt?“

Zebediah wich ihrem Blick aus. „Unser Weg ist beschwerlich, und um ihn zu beschreiten, müsst Ihr wissen, wer Ihr seid. Vergesst Euch – und sei es nur für einen Augenblick – und es gibt kein Zurück.“ Da war ein entrückter Ausdruck in seinen Augen, als er sich ihr wieder zuwandte. „Ich spüre diese Entschlossenheit in Euch. Ihr habt immerhin eine Chance.“

Sie ging zu Linn, die sich krümmte wie die Puppenkörper bei der Kutsche. Sie versuchte, sich Alodie zu nähern, mit Armen und Beinen, die ihr nicht gehorchen wollten. Sie stieß Laute aus, die keine richtigen Worte waren.

Alodie schaute ihr in die Augen, beobachtete, wie ihre Pupillen rot wurden und sich weiteten, bis sie das Weiße überdeckten.

Linn konnte ihr nichts erwidern. Und keine Worte waren es wert, nur zu ihr selbst gesprochen zu werden.

Das kostbare Halstuch in Blau und Gold um Linns Hals war bis zur Unkenntlichkeit besudelt. Alodie wickelte es vorsichtig ab, zog es sich über den Kopf und knotete es um ihren Hals, wo es die Narbe verdeckte. Ihr eigenes Andenken.

Sie sah sich zu Zebediah um. Ohne Fragen zu stellen. Akzeptierend. Er reichte ihr seinen Speer.

Alodie richtete den Speer auf Linns Herz. Wartete auf irgendeine Art von Reaktion. Darauf, dass sich Vertrauen in Linns Augen abzeichnete. Zebediah sah sie es nicht.

trauen.

die Augen und ließ ihre Instinkte

